

Universitätsbibliothek Wuppertal

Lukians von Samosata sämtliche Werke

Lucianus

Leipzig, 1910

Vorrede

Nutzungsrichtlinien Das dem PDF-Dokument zugrunde liegende Digitalisat kann unter Beachtung des Lizenz-/Rechtehinweises genutzt werden. Informationen zum Lizenz-/Rechtehinweis finden Sie in der Titelaufnahme unter dem untenstehenden URN.

Bei Nutzung des Digitalisats bitten wir um eine vollständige Quellenangabe, inklusive Nennung der Universitätsbibliothek Wuppertal als Quelle sowie einer Angabe des URN.

[urn:nbn:de:hbz:468-1-2916](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:468-1-2916)

Vorrede.

Unter den zahlreichen griechischen Schriftstellern, deren Werke auf uns gekommen sind, nimmt *Lukianos aus Samosata* eine hervorragende Stelle ein. Um so verwunderlicher ist es, daß er eine so geringe Zahl von Uebersetzern gefunden hat. Die Ursache dieser befremdenden Erscheinung mag darin zu suchen sein, daß man es nicht gewagt hat, sich mit einem so berühmten Uebersetzer wie *Wieland* in einen gefährlichen Wettstreit einzulassen. Und daher kommt es, daß auch heute noch — es sind seit dem Erscheinen der *Wielandschen Uebertragung* etwa 125 Jahre verflossen — immer wieder (wie bei Reclam und in den Büchern der *Weisheit und Schönheit*) diese doch mindestens veraltete Verdeutschung den Lesern geboten wird, wenn auch in „berichtigter“ Wiedergabe. Einigermassen selbständig ist die Uebersetzung von *Aug. Pauly* (Stuttgart, Metzler), doch gleitet er oft genug in das *Wielandsche Fahrwasser*.

Am bekanntesten ist *Lukian* durch seine wiederholt nachgeahmten Götter- und Totengespräche; aber nicht gerade sie sind es, weshalb der griechische Schriftsteller auch heute noch eifrig gelesen zu werden verdient; einen weit größeren Wert haben seine kulturgeschichtlichen Schilderungen, Werke wie sein *Peregrinus*, *Alexander*, *Timon*, der *Lügenfreund* u. a.

Nicht oft genug kann *Wieland* hervorheben, daß *Lukians* Berichte über die Sittenverhältnisse seiner Zeit sich vielfach mit denen des 18. Jahrhunderts decken, und mindestens mit demselben Rechte können wir diese Uebereinstimmung mit den Erscheinungen von heutz-

tage behaupten. Lukian ist, um mich eines modernen Schlagwortes zu bedienen, hoch „aktuell“. Um nun dem Publikum, das der griechischen Sprache nicht mächtig ist, eine Möglichkeit zu gewähren, die heutigen Sittenverhältnisse mit denen vor 18 Jahrhunderten zu vergleichen, vor allem aber auch, den äußerst interessanten griechischen Schriftsteller lesen zu können, wird ihm hiermit eine moderne Uebersetzung geboten.

In der folgenden Uebersicht über Lukians Leben lehne ich mich durchaus an Wielands sorgfältige Untersuchungen an.

Es ist zunächst zu bemerken, daß das wenige, was wir über das Leben unseres Autors mitzuteilen haben, einzig und allein aus den vereinzelt in seinen eigenen Schriften geschöpft werden muß, da gleichzeitige oder spätere Schriftsteller (Suidas ausgenommen) seiner nicht gedenken. Dieses Schweigen ist auffällig, aber immerhin erklärlich und auch nicht ohne Beispiel, da Platon und Xenophon auch gegenseitig keine Notiz voneinander nehmen.

Lukian ist nach Wieland*) etwa im Todesjahr Trajans, 117 n. Chr., zu Samosata in der syrischen Provinz Kommagene geboren. Diese Stadt, an deren Stelle heut der armselige Ort Semisat liegen soll, breitete sich am westlichen Ufer des Euphrat aus und ward zu Lukians Zeit eben noch von griechischer Kultur berührt, wenngleich viel Barbarisches sich einmischte. Seine Familie gehörte dem Handwerkerstande an; sein Großvater und zwei Brüder seiner Mutter waren Steinmetzen.

Obwohl unser Lukian schon in früher Jugend lebhaften Lerntrieb und besondere Begabung für die Wissenschaften an den Tag gelegt haben muß, so schienen doch die ärmlichen Vermögensverhältnisse der Familie ihn ebenfalls zum Handwerker zu prädestinieren, und in einem Familienrate ward beschlossen, den 14 bis 15 jährigen Knaben zu einem seiner Onkel in die Lehre zu geben. Aber die Strenge des Meisters machte dieser Laufbahn ein rasches Ende.*) Wie es schließlich doch

*) Nach Dr. M. Oberbreyer gegen 130 n. Chr., nach Rhode-Christ 125 n. Chr.

*) cf. Luk. Traum, S. 39 ff.

ermöglicht wurde, daß er sich seinen geliebten Studien widmen konnte, wissen wir nicht; jedenfalls wandte er sich zunächst der Jurisprudenz als der aussichtsreichsten Laufbahn zu. In dem „zweifach Angeklagten“ läßt er die Rhetorik folgendes von sich sagen:

„Meine Herren Richter! Ich traf mit dem Angeklagten zusammen, als er noch ein sehr junger Bursche war, der noch seine barbarische Aussprache hatte und dem nur der Kaftan zum völligen Assyrier fehlte. Er trieb sich damals in Ionien herum und schien nicht recht zu wissen, was er mit sich anfangen solle. Da nahm ich ihn in die Lehre usw.“

Aber auch der Jurisprudenz blieb er nicht lange treu, obwohl es ihm an Erfolg nicht gefehlt zu haben scheint. Was ihn bewog, die Laufbahn eines Advokaten zu verlassen, ist uns unbekannt; ob es ihm, wie Wieland meinte, „vermutlich wegen der allzugroßen Konkurrenz und der Vorurteile, die er als ein syrischer, d. i. halbbarbarischer, Grieche anfangs gegen sich haben mußte, in Griechenland nicht so gut damit glücken wollte, daß seine natürliche Abneigung vor dieser Profession, die durch die Erfahrung ihrer Unannehmlichkeiten immer zunehmen mußte, durch die damit verbundenen Vorteile wäre überwogen worden,“ oder ob er eben nur durch sein lebhaftes Gefühl für Recht und Unrecht dazu gedrängt wurde, einen Beruf aufzugeben, den er wegen der vielen damit verbundenen Schändlichkeiten verachtete, wie er wiederholt betont — das muß dahingestellt bleiben.

Wir können jedenfalls annehmen, daß er sich zunächst in Antiochia, der Hauptstadt Syriens, zum Rhetor ausbildete, vielleicht mit 20 Jahren nach Griechenland kam, sich dort unter die griechischen Bürger aufnehmen ließ und daselbst etwa bis zu seinem fünfundzwanzigsten Jahre als Rechtsanwalt tätig war. In dieser Zeit hat er nach Wieland auch zum ersten Male den olympischen Spielen zugeschaut. Dann vertauschte er mit seinem Berufe zugleich seinen Aufenthaltsort und begab sich nach dem in höchster Kultur blühenden Südgallien, wo er als Lehrer der Beredsamkeit sich zugleich einen gefeierten Namen und ein ansehnliches Vermögen er-

warb. Der früher in Mißkredit geratene Name „Sophist“ war jetzt wieder in Mode gekommen und bezeichnete, wie Wieland sagt, „etwas mehr als einen bloßen gewöhnlichen Rhetor; er schloß damals, nebst einer alle Gattungen umfassenden Beredsamkeit, und vornehmlich dem Talent über Alles aus dem Stegreif schön zu reden, alle die Kenntnisse in sich, die wir unter der Benennung der schönen Literatur begreifen.“ Als ein derartiger „Sophist“ mag Lukian etwa 12 Jahre sich in Gallien aufgehalten haben. Dann sah er seinen höchsten Wunsch erfüllt: er konnte sich vom Erwerbsleben zurückziehen und sich ganz der schriftstellerischen Tätigkeit in behaglicher Muße widmen.

Im Alter von etwa 38—40 Jahren verließ Lukian seinen bisherigen Wohnsitz und begab sich über Italien nach Griechenland. In der römischen Hauptstadt, über die ihn sein Weg führte, scheint er sich nur kurze Zeit aufgehalten zu haben.

Wir kommen endlich zu einem festen Datum in Lukians Leben. Im Jahre 165 wohnte er der feierlichen Selbstverbrennung des Proteus oder Peregrinus in Olympia bei, durch welche dieser Halbnaarr ein ungeheures Aufsehen erregte. In seinem „Tode des Peregrinus“ berichtet Lukian, daß er selbst Augenzeuge dieses unglaublichen Schauspiels gewesen sei. Da er damals nach seiner Angabe den olympischen Spielen zum vierten Male beiwohnte, so muß er sich mindestens von 157 bis zu dieser Zeit in Griechenland aufgehalten haben, hauptsächlich wohl in dem von ihm besonders geschätzten Athen.

In diese Zeit ist mit Recht die Abfassung seiner meisten Abhandlungen zu setzen.

Als er etwa 50 Jahre alt war und „die höchste Stufe seiner Celebrität erreicht“ hatte, entschloß er sich aus unbekanntem Gründen, seine lange nicht gesehene Heimat wieder aufzusuchen. Nicht wenig mag zu diesem Entschlusse die Absicht beigetragen haben, seinen ehemaligen Mitbürgern zu zeigen, wie weit es der arme Handwerkersohn gebracht habe. In die Zeit seines Aufenthaltes fällt die Abhandlung „Mein Traumgesicht“ und mit hoher Wahrscheinlichkeit auch das „Lob des

Vaterlandes“, wenn auch die letztgenannte Schrift ein wenig frostig-rhetorisch ist und daher mehr in die Zeit seiner rhetorischen Wirksamkeit weist.

Sein Besuch in der halbbarbarischen Vaterstadt mag nicht allzulange gedauert haben; er wurde wohl hauptsächlich zu dem Zwecke gemacht, Familienverhältnisse zu ordnen. Lukian scheint von da an seine Familie, vor allem seinen alten Vater, auch auf Reisen stets bei sich gehabt zu haben. Ob sein Aufenthalt in Makedonien vor den in Samosata fällt oder später, ist ungewiß; jedenfalls einige Jahre nachher finden wir unsern unermüdelichen Wanderer auf einer Reise durch Kappadokien, Paphlagonien und Bithynien, auf der er mit dem Lügenpropheten Alexander persönlich zusammentraf, eine Begegnung, die ihn beinahe das Leben gekostet hätte.*)

Gegen das Ende seines Lebens, als er schon „mit einem Fuße in Charons Nachen“ stand, bekleidete Lukian eine ziemlich einflußreiche Stellung in der Verwaltung Aegyptens, nicht als abhängiger Beamter des Präfekten, wie er ausdrücklich hervorhebt; ja, er durfte sogar hoffen, zum Gouverneur dieser Provinz ernannt zu werden. Wie lange er diese Stellung inne gehabt hat und wann er gestorben ist, wissen wir nicht. Nach Wieland starb er im Alter von etwa 70 Jahren unter Commodus; nach Oberbreyer erst im Jahre 200 (also ebenfalls siebzigjährig).

Lukians Jugend und Blüte fällt in die glücklichste Zeit des römischen Kaisertums, in die Zeit Hadrians und der Antonine, eine Zeit des Friedens nach außen und milder Regenten. Trotz alledem ist das zweite Jahrhundert in geistiger und besonders religiöser Beziehung eine Zeit des Niederganges. „Hadrian war eine seltsame Natur, in der die entgegengesetztesten Eigenschaften beieinander waren. Abergläubisch und skeptisch, pedantisch und witzig, grüblerisch und ironisch, unendlich anregbar und maßlos eigensinnig, gesellig und argwöhnisch, gutmütig und grausam, blieb er sich gleich nur in dem ewigen Wechsel der Stimmungen

*) cf. s. Alexander, S. 162 f.

und Launen und dem hohen Begriffe von seinem eigenen Werte. Für alles hatte er Interesse, für nichts Ernst und Ausdauer.“^{*)} An seinem Hofe „wimmelte es von Grammatikern, Rhetoren, Dichtern, Musikern, Malern, Baumeistern, Geometern, Astrologen, und von Philosophen aller Sekten, die er mit Wohltaten überhäufte und bereicherte, ohne über die Grade ihres Verdienstes sehr bedenklich zu sein.“^{**)} Daß sich in der Nähe einer Persönlichkeit wie Hadrian edlere Naturen nicht wohl fühlten und von Intriganten und Halbwissern verdrängt wurden, ist sehr natürlich. Die Vertreter der zahlreichen philosophischen Systeme prunkten zwar mit den äußeren Abzeichen eines Philosophen, mit einem langen Barte, einer ehrwürdigen oder finstern Miene, einem gravitätischen Gange, ein Teil von ihnen predigte auch die herrlichsten moralischen Lehren ihrer Meister, aber ein gewaltiger Abgrund klaffte zwischen ihren Worten und ihren Taten. Dieser Kontrast mußte einen Mann wie Lukian, der ein ebenso feuriger Wahrheitsfreund wie furchtloser Kämpfer war, dazu antreiben, den Heuchlern die Maske abzureißen und denen, die sehen wollten, zu zeigen, „daß sich unter dem Löwenfelle so oft nur ein lächerlicher Affe verberge.“

Aber nicht nur die Erbärmlichkeiten der „Weisheitslehrer,“ sondern auch die Gaukler à la Cagliostro und ähnlicher Helden auch der neuesten Zeit, eines Alexander zu Lukians Zeit gaben reichlich Veranlassung, die Peitsche der Satire, des blutigen Hohnes und Spottes zu schwingen. „Niemals war der Hang zu übernatürlichen Wunderdingen, und die Begierde sie sich wahr zu machen, stärker gewesen als in diesem gleichwohl sehr aufgeklärten Jahrhundert. Die alten ägyptischen Priesterkünste, die verschiedenen Zweige der Magie, alle Arten von Divinationen und Orakeln, die vorgeblichen geheimen Wissenschaften, die den Menschen mit einer fabelhaften Geisterwelt in Verbindung setzen und zum Gewalthaber über die Kräfte der Natur machen sollen, hatten sich wieder in fast allgemeine

*) cf. Teuffel, *Gesch. d. röm. Lit.* (3. Aufl. 1875) pag. 806 f.

**) Wieland, *Einl.* pag. XXVII.

Achtung gesetzt; Personen von allen Ständen und Geschlechtern, große Herren und Frauen, Staatsmänner, Gelehrte, öffentlich angestellte und besoldete Philosophen von der Pythagorischen, Platonischen, Stoischen, ja sogar von der Aristotelischen Sekte dachten über diese Dinge nicht besser als der einfältigste Pöbel, neue Orakel kamen zum Nachteil der alten in Kredit und erhielten den größten Zulauf; man glaubte an wundertätige Statuen und Gnadenbilder. Man glaubte alles und glaubte nichts; man scherzte in Gesellschaft über Dinge, wovor man allein oder im Dunkeln zitterte.“*) Man vergleiche besonders die Schilderungen im Alexander und im Lügenfreund. In seinem dem wahren Wohl der Menschheit zugewandten warmen Herzen wollte Lukian wenigstens die künftige Generation davor bewahren, in gleiche geistige Nacht zu sinken. Daher sucht er die Jugendbildung zu heben; das heranwachsende Geschlecht dürfe nicht mehr mit den herkömmlichen absurden Märchen Homerischer Götterlehre gefüttert werden; wahre Bildung sei nicht zu vereinen mit solchem poetischen Dunste.

Sinnloser Weise hat man unserm Lukian grade aus seinem Kampfe gegen die alte Mythologie ein Verbrechen gemacht. Weil Lukian sich nicht zum Christentum bekehrte, so mußte er die sinnlosen Märchen der überkommenen, aber längst überwundenen Götterlehre glauben, — so lautet die Logik! Es würde hier zu weit führen, eingehend über alle in Frage kommenden Punkte zu sprechen; nur soviel sei noch über seine Stellung zum Christentum bemerkt, daß ihm dieses, wie es scheint, nur in schlechten Vertretern (wie z. B. Proteus) entgegengetreten ist und daß er, wie die meisten seiner Zeitgenossen, keinen wesentlichen Unterschied zwischen Christen und Juden machte. Klar und deutlich nimmt Lukian eigentlich nur im Peregrinus auf die Christen Bezug. (Man vergleiche Wielands Anmerkungen zu dieser Abhandlung.) So bleibt ihm freilich in religiöser Beziehung nicht viel mehr Positives, als daß er im allgemeinen an Götter glaubt; seinen Standpunkt drückt

*) Wieland, pag. XXXI f.

er wohl am deutlichsten durch folgende, dem Tiresias in den Mund gelegten Worte aus:

„Laß ab von der Unvernunft, nach hohen Dingen zu trachten und Ende und Anfang erforschen zu wollen; pfeife auf die Klügeleien der Weisen und halte dergleichen für leeres Geschwätz; jage dem allein von allem nach, wie du die Gegenwart treu ausfüllend dahinlebst, über das meiste aber lache und über nichts ereifere dich.“*) Während dem Goethischen Faust schier das Herz verbrennen will, daß wir nichts wissen können, findet sich Lukian einfach mit der Tatsache ab. Das ist jedenfalls praktischer, sowohl für den einzelnen Menschen, wie für dessen Mitwelt.

Daß Lukian keine neue Religion bot oder daß er nicht wenigstens ein eifriger Verfechter eines reinen Christentums war, kann man ihm doch nicht zum Vorwurfe machen! „Non omnia possumus omnes“. Einige sind zum Angreifen, andere zum Verteidigen, einige zum Niederreißen, andere zum Aufbauen berufen. Lukian entlarvte die falschen Götzen des Wahns und der Deisidämonie, die falschen Propheten und die unechten Philosophen, die Peregrine und die Alexander; es war wahrlich kein kleiner Dienst, den er der Welt dadurch leistete; mit welchem Rechte könnten wir ihn deswegen verdammen, daß er nicht noch mehr geleistet hat? Lukian tut, indem er beides tut, noch so viel mehr! Er unterrichtet, indem er belustiget, — er rächt Wahrheit und Natur an ihren gefährlichsten Feinden, — er rottet das Unkraut mit der Wurzel aus, das dem Fortkommen gesunder Pflanzen hinderlich ist, — verwahrt den noch gelehrigen Verstand einer jüngern Generation gegen die Verirrungen ihrer Voreltern — warnt sie vor den Schlingen, Fallgruben und Mörderhöhlen, die jenen verderblich waren, — weist sie auf den ebenen Pfad der Natur, worauf der gesunde Menschensinn das Ziel, wonach wir alle streben, unmöglich verfehlen kann, — und wir verlangen noch mehr von ihm? Möchten doch so manche, die man für große Wahrheitslehrer gelten läßt, selbst unter denen, die mit

*) cf. Menippos, pag. 14.

einem Lichtzirkel um den Kopf prangen, der Wahrheit so viele Dienste und so wenig Schaden getan haben, als er!“*)

Mit Wieland urteilen Pauly und andre, daß unser Schriftsteller ein „heller, kalter Kopf“ gewesen sei, ein „kaltblütiger Verstandesmensch,“ und Stellen wie die oben aus dem Menippos angeführte mögen wohl zu dieser Meinung Anlaß gegeben haben. Aber wie häufig predigt man gute Lehren, ohne sie selbst zu betolgen! Freilich ist es weltklug, wenn man über das meiste lacht und sich über nichts ereifert; aber so handeln doch nur oberflächliche Weltkinder. Ein warmes Herz, das für die Wahrheit schlägt und für Recht und Gerechtigkeit mit allen Kräften einzutreten entschlossen ist, wird solche Lehren im Ernstfall vergessen. Man beachte nur, was Lukian in Gestalt des Freimut der Philosophie auf ihre Frage nach seinem Gewerbe antwortet: „Haß ist es gegen Prahlerei und Haß gegen Zauberwesen und Haß gegen die Lüge und Haß gegen den Dünkel.“ So spricht kein kalter Verstandesmensch. Ein solcher wird sich auch nicht in persönliche Gefahr begeben, wie es Lukian in seinem Kampfe gegen den Lügenpropheten Alexander tat. Einen Tadel aber wird man unserm Schriftsteller nicht ersparen können, nämlich den, daß er zuweilen ein wenig weitschweifig wird und sich in Stoff und Bildern zu oft wiederholt, so daß es schwer festzustellen sein wird, in welchen Abhandlungen er sich selbst abschreibt. Auch das kann zugegeben werden, daß „einem so witzigen Kopfe in der Fröhlichkeit seines Mutes wohl auch ein frostiger Scherz, ein einseitiger oder allzuscharfer Tadel entschlüpft.“**) Trotzallem kann man unbedenklich das Urteil unterschreiben, welches der deutsche Klassiker an einer anderen Stelle***) über unsern Autor fällt: „Wenigen Schriftstellern ist ein allgemeinerer und dauerhafterer Beifall zu Teil worden, aber wenige haben ihn besser verdient; wenige sind schiefer beurteilt, unbilliger verleumdet und gröber gelästert worden als Lu-

*) cf. Wieland, pag. XXXIX f.

**) Wieland, pag. XII.

**) Wieland, pag. XLI.

kian; aber die gesündesten Köpfe aller Zeiten sind seine Freunde gewesen, und ein einziger Anpreiser wie Erasmus von Rotterdam wiegt eine Legion von Anbellern mit und ohne Kaputzen zu Boden.“

Ein besonders wirksames Rüstzeug für seine satirischen Abhandlungen schuf sich Lukian durch die Darstellung in der Form des Dialoges. Schon Platon hatte das Wechselgespräch benutzt, um den philosophischen Betrachtungen mehr Feuer und Lebendigkeit zu geben; in noch erhöhtem Maße gilt dies von den Dialogen Lukians, die so dramatisch gehalten sind, daß sie nicht nur die Uebersetzer veranlaßt haben, dramaturgische Parenthesen gelegentlich hinzuzufügen, sondern die Ueberzeugung hervorrufen, daß mindestens einzelne Szenen auch auf der Bühne ihre Wirkung nicht verfehlen dürften, wie beispielsweise Timon.

Unter den mehr als 80 Schriften, die Lukians Namen tragen, findet sich eine bedeutende Zahl von solchen, deren Echtheit bestritten wird. Auch die Wertschätzung der einzelnen Abhandlungen ist recht verschieden. So z. B. kann Wieland die im Original an der Spitze stehende, den Traum, nicht hoch genug stellen, während er am Menippos allerlei auszusetzen hat. Dem unterzeichneten Uebersetzer geht es mit den genannten Stücken gerade umgekehrt; und da die Reihenfolge der Schriften im Original durchaus willkürlich ist, in dem vorliegenden Buche auch nur eine Auswahl aus Lukian gegeben wird, so hat sich der Uebersetzer nicht gescheut, den Menippos an die Spitze zu stellen, da am Schlusse dieses Werkchens, wie oben bemerkt, gleichsam der Hauptinhalt praktischer Lebensweisheit nach Lukians Auffassung gegeben wird. Der Unterzeichnete hielt sich für diese Auswahl um so mehr berechtigt zur Willkür in der Folge der Schriften, als sogar Wieland in seiner vollständigen Uebersetzung sich nicht an die Reihenfolge des Originals gehalten hat.

Daß Wieland sich viele und große Verdienste um Lukian erworben hat, wird gewiß niemand in Abrede stellen wollen; ebenso wenig aber wird man bestreiten können, daß eine neue Uebersetzung des griechischen Schriftstellers dringend erwünscht, fast möchte ich sagen

notwendig sei. Wagt man es ja doch nicht einmal, den unveränderten Wielandischen Text zu bieten, sondern bringt „berichtigte“ Uebersetzungen. Solche „Verbesserungen“ sind nach des Unterzeichneten Ansicht unbedingt zu verurteilen. Entweder gebe man den unveränderten Text oder versuche sich selbst mit einer selbständigen Uebersetzung.

Aber auch Wielands Grundsätze beim Dolmetschen kann der Unterzeichnete nicht teilen. Zu was für welchen er selbst sich bekennt, wird in einer demnächst erscheinenden Abhandlung über das Uebersetzen ausführlich dargelegt werden und ist für jedermann aus der vorliegenden Probe mindestens zum Teil schon jetzt ersichtlich.

Uebersetzen und Nachahmen ist zweierlei. Bei dem letzteren hat der Schriftsteller volle Freiheit, bei dem ersteren ist er gebunden. Im zweiten Falle gibt er sich selbst, im ersten hat er seine Persönlichkeit völlig auszuschalten, darf er nur als Mittelsperson auftreten, zu dem einzigen Zwecke, den seiner fremden Sprache wegen unverständlichen Autor verständlich zu machen, eben durch Uebersetzung des unverständlichen Idioms in die Sprache der Leser, für die er übersetzt. Er hat darin eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Schauspieler, der auch nur die Gestalten des Schriftstellers körperlich darzustellen, an den Textesworten aber nicht zu rütteln hat. Je näher er den Absichten seines Autors kommt, um so besser erfüllt er seine Aufgabe. Wenn ein Stück erst durch die Bemühungen der Darsteller „gerettet“ werden muß, so wäre es besser ungeschrieben geblieben.

So nimmt Wieland z. B. das Verdienst für sich in Anspruch, daß er durch Weglassungen oder Hinzufügungen dem Originalschriftsteller kräftig unter die Arme gegriffen habe; ich nenne das Fälschungen.

Ich weiß zur Genüge, daß ich mit meinen Ansichten vorläufig fast allein stehe; es würde mir nicht nur zur Freude gereichen, sondern der höchste Lohn für recht große Mühen sein, wenn es mir gelingen sollte, durch die vorliegende Uebersetzung den soeben

ausgesprochenen Grundsätzen zum Siege oder wenigstens zur Anerkennung zu verhelfen.

Es versteht sich von selbst, daß in allen Einzelheiten stets Meinungsverschiedenheiten vorhanden sein werden; ist es mir doch selbst so gegangen, daß ich im Einzelnen zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden geurteilt habe. Davon aber können die Leser der vorliegenden Uebersetzung aufs festeste überzeugt sein, daß nicht nur jedes Wort, nein, in vielen Fällen sogar jede Silbe aufs peinlichste überlegt worden ist. Damit man den vorigen Satz nicht als Uebertreibung ansehe, will ich ein Beispiel geben. Wustmann wendet sich mit Nachdruck gegen die Schreibweise *andere* und verlangt die Ausstoßung des *e* in der vorletzten Silbe. Diese Forderung habe ich an einer ganzen Anzahl von Stellen berücksichtigt; wo meinem Ohre aber die Form *andre* zu hart klang, habe ich die dreisilbige Form vorgezogen. Aehnliche Erwägungen haben mich beim Gebrauch des *e* im *dat. sing.* geleitet; unter Umständen habe ich dieses *e* sogar vor folgendem Vokal stehen lassen. Verschiedener Ansicht (um das nochmals zu betonen) wird man natürlich in unzähligen Fällen sein können, und — *de gustibus non est disputandum*.

Als Leser dieser Uebertragung habe ich in erster Reihe die zahlreichen ehemaligen Gymnasialschüler im Auge gehabt, die noch immer mit Liebe der Zeit ihrer klassischen Studien gedenken, im Laufe ihres Lebens aber ihre griechischen Kenntnisse — verschwitzt haben. In zweiter Linie wendet sich dies Buch an diejenigen, die das klassische Altertum nur aus abgeleiteten Quellen kennen. Für sie sind die Schwierigkeiten schon größer, denn je mehr man mit der antiken Mythologie und Geschichte vertraut ist, um so größeren Genuß wird man von der Lektüre unsers Schriftstellers haben. Erst an letzter Stelle ist an die Fachgenossen, die die griechische Sprache beherrschen, und an die Sekundaner oder Primaner gedacht, welche die vorliegende Uebertragung etwa als Eselsbrücke benützen wollten. Ich würde wünschen, daß es mir gelungen sein möchte, diesen unziemlichen Gebrauch zu vereiteln.

Mein Bestreben war, den Leser dieser Uebersetzung gar nicht auf den Gedanken kommen zu lassen, daß er ein ursprünglich in fremder Sprache geschriebenes Werk vor sich habe. Das ist's ja eben, was den Wert jeder Uebertragung so gewaltig herabsetzt, daß der Leser immer zwischen zwei Autoren herumtaumelt, zwischen dem Original und dem Uebersetzer, daß er immer neben dem einen den andern im Spiegel oder gleichsam hinter seinem Rücken zuschauen sieht. Bei einer wahrhaft wertvollen Uebersetzung müssen diese zwei Personen einander aufs allergenaueste decken.

Wie weit es mir gelungen ist, dem Ideale, das mir vorschwebt, nahe zu kommen oder es zu erreichen, darüber hat der Leser zu befinden.

Noch einen Punkt möchte ich berühren; es fragt sich, wie verschwenderisch oder wie sparsam man mit Anmerkungen umgehen soll; dazu gehören auch die oben erwähnten dramaturgischen Bemerkungen. Der Unterzeichnete ist im allgemeinen ein großer Feind von Anmerkungen, die er auf alle Fälle störend findet, sei es, daß sie zusammen am Schlusse eines Buches oder unten auf der Seite oder gar mitten im Texte stehen. (Bei rein wissenschaftlichen Abhandlungen liegt die Sache natürlich ein wenig anders.) Aus den Kritiken wird er ja ersehen, wie die Leser über diesen wie auch über andere der vorher erwähnten Punkte denken; denn Kritik, sei es auch scharfe, erwartet er nicht nur, nein, er erhofft sie sogar.

Bei der nachträglichen Vergleichung dieser Uebertragung mit andern, namentlich der Wielandschen, hat es sich, wie nicht anders zu erwarten war, herausgestellt, daß öfters beide Uebersetzer dieselbe Ausdrucksweise gebraucht haben. Doch habe ich nichts Fremdes in meine Uebertragung aufgenommen außer an einer einzigen Stelle im Hahn.*) Ich hatte dort ursprünglich das *διδάσκαλε* womit der Hausherr den geladenen Professor anredet, durch Doktor wiedergegeben, scheute mich aber vor dem mir zu modern erscheinenden Ausdruck und änderte ihn ab in „Meister“. Bei

*) cf. pag. 85.

der Lektüre der Wielandischen Uebersetzung sah ich aber, daß schon mein Vorgänger sich nicht bedacht hat, diesen wirklich recht passenden Ausdruck anzuwenden, und fand nun keine Ursache, meine ursprüngliche Uebersetzung nicht wiederherzustellen, obschon sich auch für das „Meister“ Empfehlenswertes sagen läßt. Pauly übersetzt m. E. nicht gut: Gelehrter Herr.

Ich habe nach der mir zugebote stehenden Ausgabe von Jacobitz übersetzt. Bei verschiedener Lesart zog ich die vor, die mir mehr zusagte.

An einigen wenigen Stellen habe ich es in dieser nicht für Fachleute berechneten Wiedergabe für besser gehalten, bedenkliche Stellen zu unterdrücken. Auch in dieser Frage kann und wird man verschiedener Ansicht sein. Ich meine, es kommt hierbei einzig und allein darauf an, welche Leser man im Auge hat. Soll die Uebersetzung wissenschaftlichen Zwecken dienen, so hat man auch nicht ein Wort zu unterschlagen. Bietet man sie aber dem großen Publikum dar, dann hat man nicht zu vergessen, was man heutzutage für sittliche Anforderungen stellt.

Sollte das vorliegende Buch den Anklang finden, welchen der Verleger wie der Uebersetzer zu hoffen wagt, so ist eine vollständige Uebertragung des griechischen Autors in Aussicht genommen, vielleicht oder wahrscheinlich mit Weglassung der wenigen Schriften, welche aus verschiedenen Gründen noch nie übertragen worden sind oder kaum übertragen werden können wie *δίκη φωνηέντων*. Doch alles dies *θεῶν ἐν γούνασι κεῖται*.

Diese Vorrede, so kurz sie auch ist und so viel ich auch noch auf dem Herzen habe, wird, fürchte ich, meinem Herrn Verleger schon viel zu lang sein.

Nun denn, mein liebes Buch, das mir oft schwere Sorgen, aber auch große Freuden bereitet hat, wie ja jeder Vater an seinen Sprößlingen erfährt, tritt getrost deine Wanderfahrt zu der großen, großen Leserwelt an. Klopfe an die Türen und bitte, daß dir aufgetan wird. Jagt man dich mit einem Scheltwort davon, so nimm dir das nicht allzusehr zu Herzen. Wirst du aber freundlich aufgenommen und vielleicht gefragt, ob du noch

mehr artige Brüder habest, so sage freudig ja und versprich, daß sie bald nachfolgen sollen.

Ich aber will mir, mag's gehen, wie's will, das zu Anfang des Buches stehende Motto fest ins Herz prägen:

Allen Leuten recht getan
Ist eine Kunst, die niemand kann.

R., Oktober 1910.

Der Uebersetzer.



